

Aufgeschnappt

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **67 (2011)**

Heft 3

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Aufgeschnappt

Andere Sprache, andere Vorurteile

Eine andere Sprache zu sprechen, bedeutet, eine zweite Seele zu besitzen, soll Karl der Grosse einmal gesagt haben. Tatsächlich ist die Sprache nicht bloss ein Medium, mit dem wir unsere Gedanken und Gefühle vermitteln. Vielmehr scheint die Sprache, die wir sprechen, auch unsere Einstellungen, und somit unsere Vorlieben und Abneigungen zu beeinflussen.

Dies ist das Ergebnis einer Studie der Harvard Universität. Die Forscher haben zweisprachigen Personen einen Test in ihren beiden Sprachen durchführen lassen. Je nachdem, welche Sprache gerade gefordert war, veränderten sich die Vorurteile gegenüber andern ethnischen Gruppen.

Ein erstes Experiment führten die Forscher in Marokko durch, wo viele Menschen sowohl arabisch als auch Französisch sprechen. 40 Personen nahmen an der Studie teil.

Um allfällige sprachspezifische Unterschiede aufzudecken, wendeten die Forscher den sogenannten «Implicit Association Test» an: Auf einem Bildschirm erscheinen entweder typisch arabische Namen, wie Mohammed, Hassan oder Fatima, oder typisch französische, wie Jean, Pierre

oder Monique. Gleichzeitig sind «positive» Wörter, wie *gut*, *angenehm*, *glücklich*, oder «negative», wie *gemein*, *dumm*, *schwach*, zu sehen.

Die Aufgabe der Teilnehmer besteht nun darin, den verschiedenen Namen Eigenschaften zuzuordnen. Da die Bilder in sehr rascher Abfolge erscheinen, bleibt den Probanden keine Zeit zum Überlegen. Damit wird gewährleistet, dass nicht strategisch entschieden wird. Der Test gibt so Aufschluss über Einstellungen, deren wir uns zum Teil gar nicht bewusst sind und die wir auch kaum kontrollieren können.

In einem ersten Durchlauf wurde der Test auf Arabisch durchgeführt. Einige Minuten später wiederholten dieselben Personen den Test, diesmal aber auf Französisch.

Hatten die arabischen Namen im ersten Durchlauf deutlich mehr positive Assoziationen hervorgerufen als die französischen, verschwand diese Bevorzugung mit dem Wechsel zur französischen Sprache.

«Es war recht schockierend zu sehen, dass eine Person innerhalb weniger Minuten einen Test wiederholt und ein derart anderes Resultat er-

zielt», sagte Oludamini Ogunnaike, einer der Autoren der Studie. In die reale Welt übersetzt, sei das, wie wenn ein Freund auf Englisch sagte, er möge Glace, und dann gleich darauf auf Französisch etwas anderes behaupten würde.

Doch wie veränderbar sind unsere Einstellungen und Vorurteile in einem konfliktbeladenen Umfeld, wie beispielsweise in Israel, wo zwischen der jüdischen Mehrheit und der arabischen Minderheit seit Langem Spannungen herrschen?

Dieser Frage ist eine Studie der Ben-Gurion-Universität in Israel nachgegangen. 44 israelische Araber, die an einer israelischen Universität studierten und beide Sprachen beherrschten, nahmen an der Untersuchung teil. Mit einer ähnlichen Versuchsanordnung beobachteten die Forscher die Reaktionen der Teilnehmer auf arabische Namen, wie Achmed und Samir, sowie auf jüdisch klingende Namen, wie Yair und Ronen.

Und wieder zeigte sich das gleiche Muster: Im arabischen Sprachkontext weckten die arabischen Namen eindeutig mehr positive Assoziationen als die jüdischen. «Wurde der Test aber in hebräischer Sprache durchgeführt, waren die positiven Vorurteile gegenüber den arabischen Namen deutlich schwächer», sagt

Shai Danziger, einer der Autoren der Studie. Sein Fazit: «Zweisprachige Menschen können ihre soziale Welt, je nach Sprachkontext, auf unterschiedliche Art wahrnehmen.»

Es scheint also, dass Einstellungen gegenüber anderen Sprachgruppen alles andere als statisch sind. Wechselt man die Sprache, können, ohne dass wir uns dessen bewusst sind, Abneigungen verschwinden.

So gesehen, vermittelt eine Sprache auch eine Art kulturelle und linguistische Zugehörigkeit. Oder wie der berühmte Philosoph Ludwig Wittgenstein es formulierte: «Eine Sprache vorstellen heisst, sich eine Lebensform vorstellen.»

Theres Lüthi
(«NZZ am Sonntag»)

Dialekt-Wahn macht unsere Mundart kaputt

Das Gejammer, unser Schweizerdeutsch werde immer mehr durch den germanischen Wortschatz kontaminiert, ist heuchlerisch.

Dass immer mehr Schweizer den Sommersprossen «Summersprosse» und nicht mehr «Märzefläcke» oder «Laubfläcke» sagen, kommt vom

unsäglichen Réduit-Spleen, ums Verworge für alle hochdeutschen Begriffe ein schweizerdeutsches Pendant zu finden. Zumeist wird das hochdeutsche Wort einfach mundartlich ausgesprochen, und schon ist es Bestandteil unserer Mundart.

Daran sind wir nun wirklich selber schuld; für einmal können wir diese Misere nicht den Deutschen in die Schuhe schieben.

Seit in den offiziellen Nachrichtensendungen der Wetterbericht in Dialekt gesprochen wird, verstärkt sich dieser Trend immer mehr. Die Sprecher «übersetzen» dabei den ihnen vorliegenden, hochdeutschen Text simultan. So vernimmt man denn, dass «e wätterbestimmends Hoochdruckgebiet d Hochnäbelobergränze bis i d Niderige abegsänkt» habe; oder dass «wäge de naachlassende Biise mit Niderschlag» zu rechnen sei.

Was wir bisher «Zäntrum» aussprachen, heisst jetzt plötzlich «Zentrum», «Santimeter», werden grausame «Zentimeter», und wir müssen nicht mehr «öppis Nöis dezueleere», sondern «dezuelerne». Das alles ist doch einfach nicht mehr Schweizerdeutsch, gopfertori!

Kommt hinzu, dass der flächendeckende Einheitsbrei dieser helvetisierten Begriffe die Vielfalt unserer

Dialekte gefährdet. Wer sich darum wirklich für unsere Mundart einsetzen will, höre auf, sie mit fremden Wörtern zu schänden und spreche bitte lieber Hochdeutsch.

Aber eben: Das kann er zumeist schon gar nicht. Es könnte also unserem Schwiizertüütsch gar nicht schaden, wenn wir endlich richtiges Deutsch lesen und reden lernten.

Mehr Freude hatte ich kürzlich an einem anderen importierten Sprachphänomen. So gibt es jetzt in Zürich bereits zwei italienische Imbiss-Take-outs mit dem herrlichen Namen «Tschingg». So viel ironisches Selbstverständnis ist so erfrischend wie die Tatsache, dass nun auch unsere Italiener Gastarbeiter aus Spanien anstellen: Einer der Kassiere heisst Carlos.

Mahlzeit zäme und tschüss, gäll.

Hermann Strittmatter
(Cash)